**Zeitschrift:** Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

**Herausgeber:** [s.n.]

**Band:** 42 (2000)

**Artikel:** Was macht uns Menschen menschlich?

**Autor:** Niederstein, Peter

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-972038

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 12.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

## Am Übergang zum 21. Jahrhundert

# Was macht uns Menschen menschlich?

*von Peter Niederstein*

### Humanität als Verantwortung

Am 24. September 1998 las *Tschingis Aitmatow* im Churer Comanderzentrum aus seinem im selben Jahr erschienenen Buch «Kindheit in Kirgisien». Eigentlich las er gar nicht, sondern erzählte die eine oder andere Geschichte daraus, die sein Freund Friedrich Hitzer direkt aus dem Russischen übersetzte. Eine davon berichtet, wie Aitmatow schon als Knabe Sekretär des Dorfsowjets wurde, zu dessen Aufgabe es gehörte, die Kriegssteuer einzutreiben und das Geld durch einsame Gegend reitend zur nächsten Bank zu bringen. Da fiel ihn mitten in der Einsamkeit einmal ein Mann an, ein Deserteur oder ein aus dem Gefängnis Geflohener. Der sah die prall mit Geld gefüllten Satteltaschen, dachte, darin sei Essbares und schrie vor Hunger. Doch der junge Tschingis, besorgt um seinen Transportauftrag, trieb sein Pferd an und zog weiter, um 1998 zu gestehen: «Wie viele Jahre sind verflossen, ja, mehr als ein halbes Jahrhundert. Ich kann das, was damals geschah, bis heute nicht vergessen. Wenn ich in meiner engeren Heimat bin und an den alten Orten, muss ich immer an diese Begebenheit denken, obwohl ich mit niemandem darüber spreche. Sie hat mich tief bewegt, das Gefühl von Verantwortung und Gefahr geweckt, aber auch das der Scham und der Schande.» Mir ging das Bekenntnis unter die Haut, weil ein waches eigenes Gewissen ein Wesensmerkmal von Humanität ist und die Übernahme von Verantwortung gefährlich werden kann.

Bei mir trug ich damals das Buch «Unsere Wege treffen sich am Horizont», die Aufzeichnung eines Gesprächs zwischen *Michail Gorbatschow,* dem letzten Präsidenten der Sowjetunion, und Daisaku Ikeda, dem japanischen buddhistischen Philosophen. Ikeda sagte da zu Gorbatschow über ihren «gemeinsamen Freund Tschingis Aitmatow»: «Sie wissen sicher, dass sein Vater unter Stalin verhaftet und hingerichtet wurde. Sein Lehrer sagte ihm damals: ‹Wenn der Name deines Vaters genannt wird, dann senke niemals den Blick.› Ohne Furcht, die Behörden könnten es erfahren, forderte der Lehrer, der Junge solle auf seinen Vater stolz sein.» Ich bat Aitmatow, weil mir das Buch seiner betonten Humanität wegen viel bedeutet, etwas hineinzuschreiben. Er tat es spontan, deutete an, Herr Hitzer möge mir seine in Russisch geschriebene Widmung ins Deutsche übersetzen, in der es hiess: «Mit Vergnügen unterzeichne ich auf diesem mir werten Buch.»

Ich nannte den Namen *Albert Schweitzer* (1875–1965), weil der auch in diesem Buch vorkommt, und zeigte ihm mein Buch «Schnittpunkte. Albert Schweitzer mit der Seele suchend». Das nahm er zärtlich in seine Hand, bevor er es mir wieder reichte. Über die Sprachgrenze hinweg empfand ich nun selber die Weisheit: «Unsere Wege treffen sich am Horizont.» Über Schweitzer sagte Gorbatschow in jenem Gespräch: «Übrigens haben Sie, Herr Ikeda, einen Träger des Albert-Schweitzer-Preises vor sich. Dieser Preis bedeutet mir sehr viel. Als Missionar versuchte Schweitzer auf seinem Lebensweg die gleiche Aufgabe zu lösen, die wir uns gestellt haben, nämlich die Grundlagen eines neuen Humanismus zu formulieren. Hören Sie, was er schreibt: ‹Wahrhaft ethisch ist der Mensch nur, wenn er der Nötigung gehorcht, allem Leben, dem er beistehen kann, zu helfen, und sich scheut, irgend etwas Lebendigem Schaden zu tun. Er fragt nicht, inwiefern die-

ses oder jenes Leben als wertvoll Anteilnahme verdient, und auch nicht, ob und inwieweit es noch empfindungsfähig ist. Das Leben als solches ist ihm heilig.› Diese Sicht auf das Leben hilft uns, die mechanistische Weltanschauung des zwanzigsten Jahrhunderts zu überwinden, in der der Mensch als der Veränderer und Bezwinger der Natur erschien, der die gewohnte Ordnung der Dinge umstürzt, der nicht über die Folgen seines Handelns nachdenkt, der sich nicht darum kümmert, was nach ihm kommt.»

Jener Abend im Comanderzentrum hat auch dieses Essay zur Folge, bat mich doch damals der Redaktor des Bündner Jahrbuchs, etwas zum Thema «Humanität am Übergang zum 21. Jahrhundert» zu verfassen. Das nächste Jahrhundert ist näherliegend als gleich das ganze nächste Jahrtausend. Indem ich von Personen erzähle, womit ich ja bereits begonnen habe, will ich in einer zunehmend unpersönlichen Gesellschaft Werte der Humanität, der Nächstenliebe nennen, die wir über jene Schwelle mitzunehmen haben.

### Inneres Gesammeltsein

Albert Schweitzer weilte im Sommer 1907 in Celerina. Hier arbeitete er am Abschluss seines mehr als 800 Seiten umfassenden Werkes über Johann Sebastian Bach. Dazu schrieb er, ein vorletztes Kapitel betreffend, am 2. September an seine Freundin und spätere Frau Helene Bresslau: «Ich sitze ganz allein im Wald am Weg nach Pontresina ... die anderen machen einen grossen Ausflug mit dem Wagen, und ich bin zu Hause geblieben, um das Kapitel zu Ende zu schreiben. Es ist fertig! Ich könnte in die Luft springen ... ich stecke in diesen Brief hier die herrliche Luft des Engadins und meine guten Gedanken und den Duft der Tannen hinein.» Am Ende seines Bach-Buches betonte Schweitzer, dass heute vielleicht mehr denn je «inneres Gesam-meltsein» not tue, und er schloss mit den Worten: «Möge diese Erkenntnis durchdringen. Dann wird Bach mit dazu helfen, dass unsere Zeit zur geistigen Sammlung und zur Innerlichkeit komme, die ihr so not tut.»

Weilte Schweitzer einmal, so der mit ihm gut bekannte Dichter *Stefan Zweig* (1881–1942) öfters im Engadin, erstmals im Januar 1918, wie gleichfalls dem trefflichen Buch von Kurt Wanner «Der Himmel schon südlich, die Luft aber frisch» zu entnehmen ist. Sein 1935 in Englisch erschienenes Buch «Die Weltanschauung der indischen Denker. Mystik und Ethik» hatte Schweitzer noch druckfrisch an Zweig gesandt, welcher sich postwendend mit den Worten bedankte: «Ihr Buch ... bereichert das innere Gefühl, indem es die Verwandtschaft der Ideen dartut, und immer berühren sich ja auf ihrem obersten Gipfel die Rassen und Nationen. Nur das Untere lebt im Gegensatz und Streit, und wer uns lehrt aufblicken, hebt uns über diese trüben Zonen hinweg. Herrlich haben Sie dies getan ... Selten war eine Zeit, die so sehr der bestärkenden Menschen bedurfte.»

### Ein Gewissen gegen die Gewalt

Während seiner Aufenthalte in Graubünden ist Stefan Zweig, der auch historisch rastlos Forschende, wohl auf den einstigen Churer Pfarrer *Johannes Gantner* (gest. 1605) gestossen. Von dem sei hier kurz berichtet.

Der Churer Bürger Georg Frell, von Beruf Buchbinder und Buchhändler, wurde mehrmals aus seiner Heimatstadt, was sich in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zutrug, verbannt, weil er täuferische Lehren vertrat und auch mit täuferischen Büchern handelte. Gegen das 1570 über Frell verhängte Verbannungsurteil protestierte Johannes Gantner, ebenfalls ein Churer Bürger, der 1566 als Pfarrer an die Regulakirche berufen worden war, vor dem Churer Rat. Auch auf der Kanzel vertrat er die Überzeugung, der Glaube sei als eine lautere Gnade Gottes frei, niemand dürfe in seinem Gewissen gedrängt noch etwa zu einem Eid gezwungen werden. Frell habe nichts getan, was die Verbannung rechtfertigen würde.

Vermutlich kannte Gantner die Schrift «Ob man Ketzer verfolgen und überhaupt wie man mit ihnen verfahren müsse». Diese hatte der Humanist *Sebastian Castellio* (1515–1563) unter dem Pseudonym Martinus Bellius im Jahr 1554 herausgegeben. Castellio, ein christlicher Verfechter der Toleranz, verwahrte sich darin energisch gegen Ketzerverfolgungen. Anlass bot ihm die 1553 erfolgte Verbrennung Michael Servets im Genf Calvins. Johannes Gantner

betreffend schrieb Stefan Zweig in seinem 1936 – zur Zeit der Hitler-Tyrannei – erschienenen Buch «Castellio gegen Calvin oder Ein Gewissen gegen die Gewalt»:

«... der Graubündner Prediger Gantner – eine prachtvolle Gestalt, würdig, dass ein Schweizer Dichter sie formte – erschien bei der selbstaufopfernden Verteidigung eines Wiedertäufers vor dem Churer geistlichen Gericht mit dem ‹Martin-Bellius›-Buche in der Hand ...»

Jahrzehnte sind's her, da hat mir der Malixer Pfarrer und Dekan der Synode *Peter Hemmi* (1881–1968) sein Büchlein «Sebastian Castellio» geschenkt. Am Schluss seiner Darstellung zitierte Hemmi, wie Castellio einem Freund in einem Brief rät, was er zu tun habe, wenn Menschen «wegen ihrer Religion getötet werden»: «Es wäre frömmer und Gott angenehmer, du bemühtest dich unter eigener Gefahr mit dieser Widerlegung der Regierenden, als dass du unter ihrem Schutz disputierend das Unglück der Unglücklichen noch vergrösserst. Wenn wir übrigens sicher wissen wollen, was unsere Pflicht ist, müssen wir so denken: ‹Was würde Jesus tun, wenn er hier wäre?› Dann werden wir sofort in unseren Herzen die Antwort vernehmen.»

### Die Weisse Rose

«Ein Gewissen gegen die Gewalt», so der Untertitel des genannten Zweig-Buchs, erinnert mich an *Kurt Huber.* 1893 in Chur geboren, in Stuttgart aufgewachsen, hatte er in München Philosophie und Musikwissenschaften studiert, wurde dann Professor an der Universität München. Als Philosoph war Leibniz sein Forschungsschwerpunkt und als Musikwissenschaftler das Volkslied. Die Hörsäle füllten sich zum Gedränge, wenn Professor Huber Vorlesungen hielt. Er gehörte als Professor der Münchner Studentenopposition «Die Weisse Rose» um die Geschwister Hans und Sophie Scholl an und wurde wie diese und andere aus deren Kreis 1943 von den Nazis ermordet.

Diese Widerstandsbewegung operierte vor allem mit Flugblättern. Am 14. Februar 1943 hatte Huber noch das sechste und letzte Flugblatt entworfen. Darin standen Sätze wie der: «Eine Führerauslese, wie sie teuflischer und bornierter zugleich nicht gedacht werden kann, zieht ihre künftigen Parteibonzen auf Ordensburgen zu gottlosen, schamlosen und gewissenlosen Ausbeutern und Mordbuben heran, zur blinden, stupiden Führergefolgschaft.»

### Der Ruf der Freiheit

Zur Zeit der «Weissen Rose» studierte *Hildegard Hamm-Brücher* an der Universität München Chemie. Seit Jahrzehnten ist für diese grosse alte Dame der deutschen Nachkriegspolitik Graubünden Ferienland. Namentlich mit Klosters ist sie verbunden, wie sie mir vor einiger Zeit erzählt hat. Sie ist wohl eine der wenigen, die in der Politik Zivilcourage gezeigt haben.

Meiner Frau und mir sandte sie kürzlich das Buch ihrer Lebensbilanz mit dem Titel «Freiheit ist mehr als ein Wort». Darin schrieb die deutsche FDP-Politikerin im Rückblick auf ihre Münchner Studentenzeit (1940–1945), sie habe sich der Gruppe der vergleichsweise wenigen Deutschen, «die aus politischen, weltanschaulichen oder religiösen Gründen Gegner der Naziherrschaft waren», zugehörig gefühlt. «Aber wir entschlossen uns weder zum Widerstand, noch hatten wir ein deutliches politisches Ziel.»

Weiter bekannte Hildegard Hamm-Brücher: «Auf diesem Hintergrund wurde der konsequente Weg der Studenten der Weissen Rose in den Widerstand bis in den Tod für mich das, was man heute ein Schlüsselerlebnis nennt. Hans Scholl starb mit dem Ruf ‹Es lebe die Freiheit› auf dem Schafott. Die Erschütterung über ihren Opfertod hat mein Leben und Denken fortan bis heute bestimmt und mich nach 1945 unausweichlich in die Politik geführt. Zeitlebens wollte ich mich für die Freiheit und Würde des Menschen einsetzen.»

In diesem Zusammenhang nenne ich *Bassam Tibi,* der auch gelegentlich Ferien in Graubünden verbringt und mit dem mich intensive freundschaftliche Gespräche verbinden. Tibi ist Professor für internationale Beziehungen an der Universität Göttingen und zugleich auch an der Harvard Universität tätig. Er gilt als Begründer der «Islamologie», einer sozialwissenschaftlich ausgerichteten Islam-Forschung. In seinem neusten Buch geht Bassam Tibi der Frage, so auch der Titel, «Europa ohne Identität?» nach. Darin schreibt er:

«Wir dürfen die Generationen von Europäern nicht vergessen, die für die Werte der Freiheit und Menschenrechte gekämpft haben. Diese Errungenschaften sind in den westlichen Demokratien unserer Gegenwart scheinbare Selbstverständlichkeiten; sie werden von der heutigen übersättigten und trägen Generation nicht mehr als besonderes Gut geschätzt. Viele Europäer, die keinen Glauben haben, können sich nicht einmal vorstellen, dass ein Mensch wegen seines Glaubens verfolgt werden kann. Ich habe Europa dem Orient als Heimat vorgezogen, weil mir in Europa Grundrechte garantiert werden. Leuten, die die Freiheit in die Wiege gelegt bekommen, fällt es schwer, dies zu verstehen. Viele junge Europäer und einige Meinungsführer unter ihnen wissen die eigenen Werte der Freiheit nicht mehr zu schätzen.»

### Verantwortung für das Raumschiff Erde

1987 erhielt der Philosoph und Religionshistoriker *Hans Jonas* (1903–1993) den Friedenspreis des deutschen Buchhandels. Jonas war deutscher Jude, studierte in Marburg Philosophie bei Martin Heidegger und Theologie bei Rudolf Bultmann und emigrierte 1933 aus Nazideutschland. Jonas drückte den neuen Humanismus, den Gorbatschow, wie eingangs dieses Essays ausgeführt, forderte, so aus: «Unsere Umwelt ist ja wie ein Raumschiff, das nicht vergrössert werden kann. Genau da entsteht ein Missverhältnis. Wer dachte früher schon an den ganzen Erdball, wer dachte schon an kommende Jahrhunderte!» Für Jonas gab es Fortschritt nur, wenn die Freiheit nicht abhanden kommt – ebenso, wie es Verantwortung nur geben kann, wenn Freiheit möglich ist. Er postulierte: «Wenn es ein Prinzip Hoffnung gibt, dann nur als Hoffnung darauf, dass der Mensch sich selber Einhalt gebieten kann.» «Das ist», so schloss er, «Das Prinzip Verantwortung», sein hierzu 1979 erschienenes Buch, «ein gar nicht so bescheidenes Ziel der Verantwortung für die Zukunft des Menschen.»

### Brot auch für die Seele

In meiner unter diesem Titel 1974 erschienenen Schrift spielte ich auf ein Fernsehinterview an, in dem sich der Psychoanalytiker und Sozialphilosoph *Erich Fromm* (1900–1980) zur gegenwärtig in unseren Breitengraden erlebten Sinnlosigkeit menschlichen Daseins mit der Forderung äusserte: «Mehr zu sein als mehr zu haben und zu benutzen.»

Als dann 1976 sein Buch «Haben oder Sein. Die seelischen Grundlagen einer neuen Gesellschaft» erschien, hat es dieses mir besonders angetan. Der Unterschied zwischen Sein und Haben, so führte hier Fromm aus, «ist nicht identisch mit dem Unterschied zwischen östlichem und westlichem Denken. Er entspricht vielmehr dem Unterschied zwischen dem Geist einer Gesellschaft, die zum Mittelpunkt Personen hat, und dem Geist einer Gesellschaft, die sich um Dinge dreht». Der Sabbat galt ihm als «die wichtigste Idee innerhalb der Bibel und des späteren Judentums ... Am Sabbat lebt der Mensch, als hätte er nichts, als verfolge er kein Ziel ausser zu sein, d.h. seine essentiellen Kräfte auszuüben – beten, studieren, essen, trinken, singen, lieben». Die Geschichte von der Versuchung Jesu deutete er so: «Satan ist der Vertreter des materiellen Konsums und der Macht über die Natur und den Menschen. Jesus ist die Verkörperung des Seins und der Idee, dass Nichthaben die Voraussetzung des Seins ist.» Und so forderte Fromm ebenfalls einen «neuen Humanismus» – neu, weil wir, wie er 1962 in einem Vortrag sagte, den Humanismus während der vergangenen 50 Jahre vergessen haben.

Just während ich dies niederschreibe, ruft mich ein ehemaliger Konfirmand an, der seit Jahren Psychiatriepfleger ist und gern seinen Beruf ausübt. Wir unterhalten uns angeregt. Zwischenhinein bemerkt er, im Vergleich mit früher beobachte er bei seiner Arbeit eine Zunahme an Aggressivität und Rücksichtslosigkeit, beispielsweise räume kaum noch einer die Tasse eines anderen weg ...

Wieder auf Fromm zurückkommend fiel mir auf, dass ihm Goethe als der «wichtigste aller humanistischen Denker des 18. und 19. Jahrhunderts» galt. Goethe, der in sich und um sich die Schattenseiten des Humanum durchlitt, erkannte aber ebenso die Lichtseiten.

### Das Erleben von Glück

*Johann Wolfgang von Goethe* liebte es, eigenen Gedanken nachzuhängen, welche die Persönlich-

keit reifen lassen. Dazu gab er im West-östlichen Divan der Suleika das Wort, in welchem wir selbst uns widerspiegeln können:

*«Volk und Knecht*
*und Überwinder,*
*Sie gestehn zu jeder Zeit,*
*Höchstes Glück*
*der Erdenkinder*
*Sei nur die Persönlic*hkeit.»

Neben diesem und vielem mehr gehörte für Goethe, den die in Chur geborene Angelika Kauffmann (1741–1807) so sympathisch 1788 in Rom porträtiert hat, das Glück im Schutzmantel des Trostes durch die Musik. In seinem Gedicht «Aussöhnung», das an die Pianistin Marie Szymanowska ursprünglich gerichtet war, bekannte Goethe:

*«Die Leidenschaft bringt*
*Leiden! –*
*Wer beschwichtigt*
*Beklommnes Herz,*
*das allzuviel verloren?*

*Da schwebt hervor Musik*
*mit Engelsschwingen,*
*Verflicht zu Millionen*
*Tön' und Töne,*

*Da fühlte sich –*
*o dass es ewig bliebe! –*
*Das Doppelglück der Töne*
*wie der Liebe.»*

Der Glückserfahrung füge ich den Gedanken hinzu: Fremdes Glück erweckt das eigene. Das will ich erzählen: An einem wunderschönen Sommertag sass ich in Kunkels, dem also benannten «Taminser Himmel», vor Schnellers Hütte, um in der Stille der Bergwelt zu denken und zu schreiben. Da beobachtete ich vis-à-vis einen Knaben, der seinen Hund streichelte und überglücklich war, als der Hund vor Freude jaulte, wozu mir einfiel: Das Glück auf Erden ereignet sich, wenn wir einem fremden Glück beiwohnen, das uns selbst am Herzen liegt. Das fremde Glück, das Glück des anderen erweckt das eigene Glück, der Blume vergleichbar, die sich der Sonne öffnet.

### Humanität vererben

Davon bin ich überzeugt, dass Humanität zu erben ist, wie ich ja auch den für mich damit verbundenen christlichen Glauben geerbt habe. Das Erbe will weitergegeben, eben vererbt werden. So erlaubte ich mir, meine Konfirmanden, von denen einige die Sekundar-, andere die Real- und wieder andere die Kantonsschule besuchen, zu fragen: «Was sagt euch das Wort Humanität?» Von jedem erhielt ich die Antwort: «Humanität sagt mir nichts.» Keinem habe ich diese ehrliche Antwort verübelt, ist sie doch Ausdruck unserer Gesellschaft, die, grob gesagt, nicht auf humanistische Bildung, sondern auf zweckgebundene Ausbildung aus ist, die am Haben und nicht am Sein orientiert ist. Dann hiess ich die Konfirmandengruppe, sich schriftlich zur Frage «Was macht uns Menschen menschlich?» zu äussern. Dazu wurde dann einiges notiert, unter anderem dies: «Dass wir uns irren und Fehler begehen; dass wir lachen und weinen und sprechen können; dass wir an etwas glauben, z.B. an Gott.» – «Die Gefühle, die Gedanken und das Handeln geben jedem Menschen einen eigenen Charakter.» – «Die Kunst, untereinander zu teilen, einander zu respektieren. Leider ist das in der heutigen Welt nicht immer der Fall. Der Mensch kann als einziges Lebewesen so logisch denken wie kein anderes. Aber sogar dieses Kennzeichen des Menschen wird oft unnötig ausgenützt.»

Während meiner pfarramtlichen Tätigkeit in Chur (1963 bis 1965) wurde mir mein Kollege Hans Berger zum Freund, und er blieb es bis zu seinem Tod im Jahr 1997. Rund zwanzig gemeinsame Konfirmandenlager in Arcegno, die gemeinsame Arbeit an der Bündner Kirchengeschichte und manches mehr haben uns verbunden. Seinen Schülerscharen hat Hans Berger unter anderem das Humanitätsdenken Albert Schweitzers vermittelt. So will ich dieses Essay mit den Worten Schweitzers schliessen: «Unter Humanität (Humanitas, Menschlichkeit) versteht man das wahrhaft gütige Verhalten des Menschen zum Nebenmenschen.» Und: «Humanität besteht darin, dass nie ein Mensch einem Zweck geopfert wird.»